

Verheiratet oder ledig?

Von H. M. Croker.

(35. Fortsetzung.)
 Wirklich hatte sie wohl zehn Minuten mit aller Anwesenheit ihrer Pflichten gehorcht, aber leider veran- gung und dämpfte der bide Wor- g den Schall so, daß sie keinen Na- n verstehen konnte. Sie war ganz er, im vollen Sinne des Wortes der Schwelle zu dem Geheimnisse er lieben Madeline gestanden zu ha- n, allein sie hatte diese Schwelle nicht überschritten vermocht. Wohl war einzelne Worte des Gesprächs nlich an ihr Ohr geschlagen. Sie te gehört, daß die beiden von ei- n Vademécum, einem „Witt- lere“, von „Hinterreppentisch“, von „Meffer und Gabel“ sprachen, aber es gelang ihr nicht, Sinn und Zusammen- hang dieser Worte zu erfahren. Nur zwei ganze Sätze waren verständ- lich bis zu ihr gedrungen. Der eine lautete: „Ich wundere mich nur, daß es Ihnen gelungen ist, das Geheimniß so lange zu bewahren“, der andere: „Haben Sie mir irgend etwas für ihn aufzutragen? Tugend eine Bestellung?“

Mit diesem „ihm“ war jedenfalls ein Liebhaber Madelines gemeint, der Mann, dessen Einsitz sie zu ver- danken war, daß sie gegen die Besper- bung aller anderen Männer nur laube Ohren hatte. Wahrscheinlich war er kein Mann, den man in der Gesells- chaft empfangen und vorstellen konn- te. Ließ sich Madeline verleiten, ei- nen solchen Menschen zu heiraten oder gar mit ihm durchzubrennen, so hatte Frau Leach gewonnenes Spiel, und es konnte ihr dann nicht schmer werden, sich leer gelassenen Platzes zu bemächtigen. Hauptfachlich kam es darauf an, Madelines Verdict einzu- schleifen und ihr lange Leine zu las- sen, mit anderen Worten: ihr die Möglichkeit zu Zusammenkünften zu geben, scheinbar nichts zu bemerken und sich dennoch nicht das Geringste entgegen zu lassen. Der Mann dort vorn, er hieß Jessop, war Mitschiff der Geheimnisse, das Madeline so erstaunlich lange hatte bewahren kön- nen! Nun, wenn sie, Frau Leach, ihr Spiel geschickt spielt, so gehörte auch sie bald zu den Eingeweihten.

„Ich gehe Ihnen die Versicherung, daß ich kein einziges Wort gehört habe, liebste Madeline!“ fuhr die kluge Frau fort. „Ich bin, seitdem ich die Anstalten hatte, ein höchst schmerzhaft, und so weit ich in Betracht komme, ist der Inhalt Ihres Gesprächs vollkommen sicher.“

Madeline gab keine Antwort, son- dern trat dem Feuer mit gerungenen Augenbrauen näher. In Gedanken be- suchte sie, sich den Wortlaut ihres Ge- sprächs mit Jessop zu wiederholen. So weit sie sich erinnerte, hatte sie nichts ge- sagt, was ihr verberlich werden konn- te, und so ahmete sie einigermaßen er- leichtert auf. Die Portiere war aller- dings sehr dick und mit ebenso dicken Futter versehen, aber sie traute doch der liebenswürdigsten Wittne nicht über den Weg. Von ihren Lippen flossen ihre Worte, aber ihre Augen hatten darin eine nur zu deutliche Sprache ge- redet. Frau Leach's Verdict war recht, aber auch sie, Madeline, konnte ihr Spiel spielen.

Natürlich! Wie würde eine Dame sie erlauben, zu horden“, entgegnete in ruhigem Tone. „Wir, Herr Jessop, ich, zanken uns, das thun wir nicht und ich, er hat eine wahre Weib- schaft, die Menschen auf das Glattste zu führen.“

„Der Herr heißt Jessop. Er sieht sehr spöttlich und unangenehm aus. Woher kennen Sie ihn denn?“

„Er mochte mir keinen Besuch. Das sind soferinoplag gewesen war, daß Madeline wohlwollend, „Im- mern ist er gar nicht so unange- nehm, wenn er bei guter Laune ist, kann man sehr angenehm sein.“

„Das ist er denn?“

„Doch!“, er sieht schneidiger, aber nicht unbeschäftigter Adokat.“

„O, also ein Jurist! Ich mag die wissen eigentlich gut leiden. Ob er wohl einmal im Tempel herumläuft und uns die verschiedenen Gerichts- zeigen würde? Wahrscheinlich be- de es Ihnen doch auch Vergnügen an, das alles einmal zu sehen.“

„Rein. Ich interessiere mich für das und gar nicht“, versetzte Madeline mit gespielter Gleichgültigkeit.

„Solange Sie Frau wirklich etwas er- zähl haben? Jedenfalls war es dem gefährlichen Gespräch ein Ende gemacht, und so setzte sich Madeline das Pianoforte und begann einige kleinen Sachen von Grieg zu spie- len, wobei sie ihren Gedanken nachhän- gelte.

„Ich, nachdem sie einmal angefangen, die hübsche, angenehme Frau mit sanfter Stimme und den guten Man- nen voll Mißtrauen zu betrachten, ihre eine Menge früher unbedachte- licher Sätze und Vorformeln ein, sie nun zusammenfassen und die ihren dacht, daß jene Lust und Lust in einem Sinne, den Espion zu spielen, nur stigen. Welche Geschicklichkeit sie be- saß, den Blick anscheinend achlos über anstehenden Briefe hinschleifen lassen und gleichzeitig auf zwei Ge- wisse zu lauschen, welche sonderbaren, aber in manchen Freuden zu zuweilen, über die letzten Worte des

und Geheimniskrämereien“ begann Madeline, wurde aber in ihrer Rede durch einen Diener unterbrochen, der die Thür aufriß. Robert West trat auf Frau Leach's Arm gestützt ein; hinter ihm ein Diener, der einen Arm voll Zeitungen, Briefen und Akten trug, eine vollständige kleine Prozeßion.

Act und zwanzigstes Kapitel.

Es war einige Tage vor der Abreise nach dem sonnigen Süden. Fräulein Jessop, ihr Vater und einige Besucher saßen im Empfangszimmer beisamen. Die großen, durch Schirme bes- schatteten Lampen waren angezündet, und Madeline, wie, wie Lady Rachel bemerkte, nicht in ihrer gewöhnlichen, ro- schinen Laune war, bereitete den Fräu- lichen und reichte ihn den Gästen. Lady Rachel hatte sich ihrer Pflanze ent- ledigt, sich eines bequemen Armstuhls in günstigster Beleuchtung bemächtigt und teilte mit einer gleichgültigen Seele auf Tod und Leben.

Selbstverständlich war auch Frau Leach anwesend, ferner ein ällicher Oberst, sowie Frau Verphast, eine in der gro- ßen Welt sehr angefehene Dame, nebst Schwester. Einige Gardeoffiziere ver- vollständigten die Gesellschaft. Frau Verphast, die sich mit dem „alten Squatter“ unterhielt, lachte viel und überlief; Frau Leach und die Schwester der eben genannten Dame tauchten ihre Erfahrungen über die Preise einiger großen Schnelberinnen aus; der Oberst, der Hausherr und Lord Tony unter- hielten sich über Aktien und Dividenden; die Gardeoffiziere widmeten ihre ganze Aufmerksamkeit der schönen Tochter des Hauses, genug, alle waren voll auf in Anspruch genommen, als plötzlich die Thüre weit aufgerissen wurde und ein Diener Herrn Wynne meldete.

Der Name hatte nichts Auffallendes. Sein Träger war sicherlich nur einer der vielen Besucher, die tagtäglich herein- schneiten, um vor der Tochter des Mil- lions das Weisheitsgeschick zu schwin- gen, nur ein Elende und Genosse mehr, wie die Anwesenden, mit Ausnahme von Lord Tony und Madeline, annah- men.

Madeline war es, als erstarrte sie zu Stein. Lord Laurence, um hier eine Scene aufzuführen? Wollte er seine Rechte geltend machen? Sie ahmete schmer und tief und durchschleite in weinigen Sekunden Jahre der Angst. Die Hand, in der er die Zigarette hielt, wurde vor Schreden steif und kalt. Dann wandte sie ihre Augen dem Vater zu, dem in seiner Unschuld keine Ahnung der drohenden Kritik aufging, und dem auch nicht im Schlafe der Ge- danken gekommen wäre, der angenehme junge Mann, welcher Madeline jetzt die Hand schüttelte, könne sein Schwieger- sohn sein.

„Ah, Herr Wynne, wie geht's Ihnen?“ flammelte Madeline, indem sie dem Ankömmlinge einen verstockten, halb bittern, halb erschrockenen Blick zuwarf. „Papa, ich erlaube mir, Dir Herrn Wynne vorzustellen.“

Der junge Mann verzogte sich und stieß, nachdem die üblichen Redensar- ten ausgetauscht waren, eine Weile neben dem Patienten sitzen.

Der alte Herr füllte sich mit der un- gegwungenen vornehmen Art des Frem- den, seiner Haltung und äußeren Er- scheinung, lauter Dinge, die auf gute Familie schließen ließen, und auf die deshalb viel gab, in angenehmer Weise verhielt. Außerdem war Wynne ein sehr guter Name.

Wahrscheinlich hatte kein Mensch ein Ahnung von der Lage der Dinge. Unwillkürlich hielt er den Athem an, als Madeline mit offenem Munde zu der Gruppe hinüber und gab in seiner Zer- streutheit Frau Verphast so verkehrte Antworten, daß diese Dame anfangs, den jovialen jungen Edelmann für ei- nen ausgemachten Dummkopf zu hal- ten. Der Anblick, wie da Fräulein West anscheinend vollkommen ruhig, dem Vater ihren Mann vorstellte, brach- te ihn, wie er später gefand, gänzlich außer Fassung. Er konnte die Augen nicht abwenden weder von dem alten Herrn, der so arglos und harmlos saß wie ein Kind, noch von dem jungen Manne, der „lächelnd eine Gurke“ die verblüffende Unbefangenheit an den Tag legte.

Napoleon und das Theater.

Von A. E. Schmidt.

Es war ein Stedenpferd Napo- leons, daß er sich um alles beküm- merte und sein Reich nicht nur in den großen Hauptfragen, sondern bis in die kleinsten Einzelheiten hinein regierte. Als Beweis dieser allum- fassenden Fürsorge wird gewöhnlich das sogenannte „Moskauer Defret“ angeführt, das heute noch das Ver- hältnis des Theatre Francais und seiner Mitglieder regelt, und das seinen Namen von dem Orte hat, wo es im Jahre 1812 unterzeichnet wor- den ist. Denn was kann staunen- wörter sein, als die aufsehende Tat- sache, daß der Kaiser mitten in den Aufregungen und Sorgen des krieg- ges gegen Rußland sich die Verfas- sung seiner Hofkapelle vorlegen ließ, um sie genau zu studieren und nach gefeilter Verbesserung und Vervollkommenung gutzuheißen! In Wirklichkeit haben wir es dabei frei- lich mit einer Verrückung des kaiser- lichen Cabotinisimus zu tun; das Defret war schon Monate vorher in Paris ganz fertiggestellt und wurde so nach Moskau mitgenommen, in der vorbereiteten Absicht, es dort in der Hauptstadt des besiegten Fein- des zu unterzeichnen und so dem be- wundernden Volke recht deutlich dar- zulegen, wie der Kaiser mitten in dem Wirbel hoher und höchster Politik noch die Zeit fand, sich mit Fragen ganz anderer Art und untergeord- neter Bedeutung zu befassen.

Indessen ist doch sicher, daß Napo- leon, der in der Tat sich um alles beküm- merte, was in seinem von der at- lantischen Küste bis zur Ostsee und bis nach Palmarien reichenden Lan- des vorging, und ganz besonders das Theater erregte sich seiner bis in Einzelheiten gehenden Aufsicht. Ob das gut oder übel für die Kunst der Bühne war, mag dahingestellt blei- ben; im allgemeinen kann man ja- gen, daß ausgebrochen militärische Zeiten keiner mehr oder weniger ge- stigten Kunst vortheilhaft sind, und daß die französische Kunst und Li- teratur unter dem ersten Kaiserreich eine wenig hervorragende Figur macht. Grossomodo ahnte man in allen Künsten das römische Altertum nach, und da die Römer selbst in der Kunst nicht sowohl Schöpfer als Nachahmer gewesen sind, so konnte dabei freilich nichts Epochenadendes entstehen. Die Wandmalerei, die auf Geheiß oder unter dem Schutze des Kaisers geschaffen wurden, sind alle mehr oder weniger Nachahmungen römischer Werke, und mit dem Thea- ter sieht es nicht viel anders aus. Römische Anekdoten wurden zu Dramen verarbeitet, und Imperato- ren, Königin, Krümmen, Patrizier und Gladiatoren füllten die Bühne.

Daß das Lustspiel zurücktreten mußte, lag ganz im Geiste dieser Zeit und entsprach obendrein der Gemütsrichtung des Kaisers. Das, was für uns Ausländer meistens der Blickpunkt der französischen Bühne ist: die Situationskomödie Molières, wurde unter dem Kaiserreich als schief und vernachlässigt, und die dem Ausländer schwer verständlichen He- roen Comedien und Racines besaßen- ten die weitbedeutenden Vertreter selbst dann, wenn neue Stücke auf- geführt wurden; denn diese neuen Stücke suchten allemal auf den von den beiden großen Dramendichtern und allenfalls von Voltaire gegeb- nen Weisheiten.

Napoleons Fürsorge umfaßte so ziemlich das ganze Theaterwesen, vornehmlich was die Tragödie an- ging; er ließ sich manchmal neue Komödien schreiben, die er selbst vor der Aufführung vorlegte, las sie und entschied über ihre Annahme oder Zurückweisung; er verwarf schon angenommenen Stücke durch ein Mandat; er an- derte im letzten Augenblick den Spiel- plan, ohne sich um das Publikum oder gar um die Schauspieler zu kümmern; er übernahm sehr oft per- sönlich die Jurur, vertrieb mißliebige Dichter und Schauspieler, belohnte Autoren, die ihm zulagten, und ließ den Schauspielern, deren Kunst ihm gefiel, beträchtliche Geldgeschenke aus seiner Privatkasse überreichen. Wenn er im Ausland die Welt in Bewun- derung setzen wollte. 1804 in Mainz, 1808 in Erfurt und endlich am Vor- abend des Sturzes 1813 in Dresden, schrieb er genau die Stücke und die Rollenbelegung vor. In Erfurt mochte auch Goethe den Vorstellungen bei, und Talleyrand erzählt in seinen Memoiren, wie der Kaiser den Dichter einlud: „So lange Sie hier sind, müssen Sie jeden Abend unsere Vorstellungen besuchen. Es wird Ihnen nichts schaden, gute franzö- sische Tragödien aufgeführt zu se- hen.“

Goethe, der ein trefflicher Hof- mann war, wendete nichts ein, ob- schon er nicht gerade zu den enthu- siastischen Bewunderern der fran- zösischen Tragödie gehörte und eher zur Fahne Shakespeares schwor, der dem Kaiser wie allen ersten Sta-

liemern und Franzosen unerträglich war.

Wie der Kaiser sich in Paris mit dem Theater beschäftigte, davon teilt Langac de Laborie in seinem aus- geseichneten vielbändigen Werke „Paris sous Napoleon“ einige Be- zeichnende Beispiele mit. Obgleich die Zensur ohnehin äußerst streng war und mit besonderer Strenge ver- hiltete, daß nicht ein Stück gegeben wurde, das dem Parterre Anlaß zu irgendeiner politischen Anspielung lieferte konnte, sah doch auch der Kai- ser selbst nach dem Rechten, die und da um ein verdamndes Urteil der Jendoren gnädig auszuüben, öfter um eine Nachlässigkeit der Zen- sur mit doppelter Strenge zu rügen. Natürlich machte die Zensur sich we- immer und überall durch zahlreiche selbstsame Streiche lächerlich, insofern kann man ihr doch kaum vorwerfen, daß sie sich an der Literatur verhin- dert hätte. Gewöhnlich konnte der Autor sich durch ein Hinterbüchlein retten, und wenn diese Rettung uns- gung sehr komisch erscheint, so hat doch der künstlerische Wert der be- troffenen Stücke darunter kaum ge- litten. So zwang man den Schrift- steller Brisant, der die unglückliche Idee gehabt hatte, im Jahre 1814 einen „Don Sancho“ zu dichten, einige Worte an diese Herren. Er legte an diesem Tage ärgerlich und erregt aus. Man kann sich denken, daß ich nicht um das Schauspiel kümmerte, sondern seinen Blick von Napoleon abwendete, dessen Bene- gungen und Gesichtsausdruck mir noch deutlich vor Augen stehen.“

Der Hof, der den Kaiser täglich sah und darum nicht so sehr für sein Aussehen interessiert war wie der belgische Graf, langweilte sich ent- schiedlich in diesen Vorstellungen. und Napoleon, der es bemerkte, wurde dadurch ärgerlich und ließ seinen Meger an seiner Umgebung aus. Mithunter kamen dann noch besondere Urlassen des Kaisers hinzu. Kurz nach seiner Verheiratung mit der Erzherzogin Marie Luise bestellte der Kaiser für eine Hofvorstellung den „Britannicus“ Racines, und kein Mensch wagte eine Einwendung, weil eben auch die leibliche und vorzüglich- ste Einwendung im besten Falle eine Frage für den Kaiser bedeutet hätte. Im „Britannicus“ redet nämlich Nero davon, daß die Kaiserin Octa- via unfruchtbar sei und er sich des- halb von ihr wolle scheiden lassen. Die Anspielung auf Napoleons eigene Ehe war so deutlich, daß Talma in die größte Verwirrung geriet und seine Rolle nur stammelnd herausbrachte, während sämtliche An- wesende nicht aufzuhören wagten. Der Kaiser selbst stellte sich, als ob er schlief, viele Geflinge folgten sei- nem Beispiel, und alle waren über die Mägen froh, als die Aufführung zu Ende war.

Die Schauspieler wurden zwar nicht immer sehr zuvorkommend be- handelt, denn es päfferte ihnen, daß sie nach Compiègne bestellt wurden und dort erfuhr, der Kaiser habe sich anders besonnen und sei auf der Jagd, so daß sie wieder nach Paris zurückkehren mußten, aber die Gast- spiele am Hofe wurden gut bezahlt; das Theatre Francais in seiner Ge- samtheit erhielt für jede Vorstellung in Saint-Cloud 1600, in Fontaine- bleau 3000 und in Compiègne 3200 Franken, und außerdem ließ der Kaiser den Trägern der Hauptrollen Gratifikationen anweisen, die un- ter sehr beträchtlich waren. Am 26. Mai 1806 erhielten gleich zwölf Mitglieder des Theatre Francais solche Gratifikationen, die zwischen 3000 und 6000 Franken schwanden, und am nämlichen Datum wurde Talma mit einer Pension von 2000 Franken monatlich bedacht. Wenn also den Hofschaispielern die Vor- stellungen selbst in ihrer Stille un- angenehm waren, und wenn sie sie und da durch die kaiserliche Mü- chtslosigkeit verächtlich wurden, so trösteten sie sich mit den Spotteln, und der Sturz Napoleons wurde vielleicht, abgesehen von der Arme, in keinem anderen Milieu Frank- reichs mehr bedauert als bei den Hof- schaispielern des Theatre Francais.

Fluß zusammengekauert sitzenden

Garcerodons zu nähern, so stürzten sie sich mit einem Sprung ins Wasser, tauchten mit wunderbarer Geschicklichkeit unter und sind verschwunden. Erst wenn der Verfolger wieder weit genug von dem Fluß sich entfernt hat, bespricht die Ratte ihre Nebe wieder, schüttelt sich das Wasser vom Fell und ordnet ihre Toilette.

Napoleons erste Gattin.

Eine teure Landesmutter war die frühere Gemahlin des Generals Beauharnais, später 5 Jahre lang als Gemahlin Napoleons I. Kaiserin Josephine. Während ihrer fünfjäh- rigen Ehe war sie volle 2 Jahre auf Reisen. Wo immer sie aber sein mochte, ihr Leben war überall das- selbe. Ihre Umgebung wechselte, doch was mit ihrer Person in nächster Verbindung kam, das blieb sich stets gleich. In jeder Zeit und an jedem Orte, wo sie für längere und längere Zeit Wohnung nahm, mußte ihr ein Repräsentations Salon zur Verfügung stehen, in dem alles tyrannischer Et- sette unterworfen war. Dann bean- spruchte sie ein überaus luxuriös eingerichtete Wohnzimmer, in dem sie, wie in ihrem Voudoir und Schlafzimmer, beständig Veränder- ungen und Verbesserungen treffen ließ. Allein für ihr Schlafzimmer wurden in einem einzigen Jahre nicht weniger als 99,982 Francs verausgabt, ohne daß die Anstalt- ungen des Raumes die Kaiserin nun auch wirklich befriedigt hätte. Die Inventuraufnahme ihres Troussiaus ließ ergeben, daß Napoleons Gemah- lin etwa 500 Gemden hatte, von denen das einfachste 200 Francs ge- kostet hatte. Ihre Toiletten waren von unbeschreiblicher Pracht und zeugten gleichfalls von unergleich- lichen Geschmack. Wie kostbar ihre Roben gewesen sein müssen, ergibt man aus dem Umstand, daß die Rechnungen für Kleider und Hüte in dem Zeitraum von sechs Jahren die Gesamtsumme von 1,673,653 Fr. er- zeigten. Der Friseur Josephens war der seinerzeit sehr berühmte Haarfriseur Duplan, der für seine Dienste bei der Kaiserin ein jährliches Gehalt von 42,000 Francs bezog. Mit welcher Sorgfalt die gefall- sichtige Frau die Spuren der Zeit von ihrem Gesicht fernzuhalten suchte, beweist nur Gemige die Summe von 3447 Francs, die in einem Jahre für Schminke verbraucht wurde. Auf die Einwände Napo- leons, daß ökonomischer mit dem Gelde umzugehen, bemühte sich Josephine auch für den Augenblick moß, ihren Wünschen Jügel anzu- legen, doch war sie zu leichtsinnig, um lange der Sucht nach dem aus- geschweiften Luxus widerstehen zu können. Sie vergaß das kleine Mari- num, das ihr der Kaiser ausgeteilt hatte, zu leicht, und ließ die Re- chnungen ins Unglaubliche anschwin- gen. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß der große Pariser Kleiderfriseur Leroy damals nur 18 Francs Jacon für die prachtvollste Toilette nahm — ein Umstand, der in den Modedamen von heute das Bedauern aufkommen lassen könnte, nicht zu seiner Zeit gelebt zu haben.

Erst für Kleiderstoffe.

Stoffe aus Papier sind zum er- stenmal in großem Maßstabe bei den japanischen Truppen im Kriege mit Rußland verwendet worden und haben sich dort bewährt. In China war die Nützbarkeit des Pa- piers als Kleiderstoff schon viel früher erfannt worden, und Papierklei- der finden dort seit langem Ver- wendung. Das Papier ist innerlich ein Stoff, dessen Wertung für die menschliche Kleidung abhel- lig. Aber auch viel feinkamere Materialien hat man für die Toi- lette herangezogen. So wurden vor etwa zehn Jahren in den Vereinig- ten Staaten Roben aus gepönnem Glas beliebt, und Modedamen erregten in diesen wundervoll leuch- tenden Stoffen Aufsehen, die so weich und zart wie Seide waren.

In Rußland werden Kleider fa- briziert, deren Stoffe aus den Fä- den eines in den Bergwerken Sibiri- ens vorkommenden seidenen Stei- nens hergestellt werden. Solche „Steinleiber“ sind durchsichtig un- zerförrbar; das aus diesen Steinfa- den gewonnene Material fühlt sich leicht an, läßt sich gut falten und leicht verarbeiten. Die Reinigung dieses Steinstoffes geht auf eben- so einfache wie gründliche Weise vor sich. Der Stoff wird in Feuer ge- bracht und geht völlig fladenlos und unbeschädigt wieder daraus hervor. Stoffe aus Eisen werden heute überall von Schneidern benutzt, um dem Modfragen einen guten und starken Sitz zu verleihen. Diese Stoffe sind aus Stahlwolke herge- stellt und setzen so aus, wie wenn sie aus Wolle gewoben wären.

Schiffbauende Ratten.

Unter den Nagern, welche die üb- liche Vegetation der Niederungen Südamerikas beherbergt, findet sich ein sehr seltsamer, den Tauchkraken zunächst verwandter kleiner Nager, Carcerodon sulcidens, der nicht völlig die Größe unserer Hausratte erreicht und trotz seiner Häufigkeit in den zoologischen Gabinetten kaum erwähnt wird. Wenn die Regenzeit des Juni, Juli und August diese Gewässer überschwemmt, finden nur wenige dieser Nager ihr Heil in der Flucht, um etwa einen Höher gelege- nen Platz aufzusuchen, die meisten bauen sich schlemmig ein Fluß aus abgeriebenen Holmen von Gräsern und Cyperaceen, die sie in aller Eile — denn das Wasser steigt schnell — sumptvoll zu verkleiden wissen, so daß das leichte Fahrzeug haltbar ge- nug wird, um die Thiere für einige Wochen sicher über der Flut zu er- halten, während sich von der hö- heren Gräsern nähren, zwischen den- nen das Fluß weiter getrieben wird. Versucht man, sich den auf ihrem

(Fortsetzung folgt.)

— Wahre Schönheit kennt keine scheinbaren Konkurrenz.

— Starke Konkurrenz. Gast (im Gebirgshotel): Die hiesige Gegend, so romantisch sie ist, soll aber in Bezug auf Strauchbeeren sehr un- glücklich sein. — Keiner: Früher ja, seit- dem aber hier die Hotels entstanden sind, hat die Sache aufgehört.

— Unverfroren. Nachbarin: „Alto Montag haben Sie wieder Ver- sprochen, an diesem Tage wollen wir auch eine kleine Geburtskassette ver- anstalten.“ Hausfrau (erschrockt): „Um Gottes willen, das geht aber doch nicht — wir haben ja Ihre Gläser nö- thig!“

— Hübscher Rath. Der Ban- tier Treugold hat einen Bruder, der Materialwaarenhändler ist, und dem er Wink gibt, zu welcher Zeit es zweck- mäßig ist, Käufe abzuschließen. Er telegraphirt ihm: „Legs Dich auf Thran, behalte Pfeffer im Auge und pouffire Gänse.“

— Besonderes Kennzei- chen. Beamter (beim Verhöre zu ei- nem Bauern): „Können Sie nicht ein besonderes Merkmal angeben, an dem jener Mann, der Sie betrogen hat, leicht wieder zu erkennen ist?“ Bauer: „Er freilich, er hat ja im Hod ein weißes Seidenglück fiedel!“

(Fortsetzung folgt.)

— Wahre Schönheit kennt keine scheinbaren Konkurrenz.

— Starke Konkurrenz. Gast (im Gebirgshotel): Die hiesige Gegend, so romantisch sie ist, soll aber in Bezug auf Strauchbeeren sehr un- glücklich sein. — Keiner: Früher ja, seit- dem aber hier die Hotels entstanden sind, hat die Sache aufgehört.

— Unverfroren. Nachbarin: „Alto Montag haben Sie wieder Ver- sprochen, an diesem Tage wollen wir auch eine kleine Geburtskassette ver- anstalten.“ Hausfrau (erschrockt): „Um Gottes willen, das geht aber doch nicht — wir haben ja Ihre Gläser nö- thig!“

— Hübscher Rath. Der Ban- tier Treugold hat einen Bruder, der Materialwaarenhändler ist, und dem er Wink gibt, zu welcher Zeit es zweck- mäßig ist, Käufe abzuschließen. Er telegraphirt ihm: „Legs Dich auf Thran, behalte Pfeffer im Auge und pouffire Gänse.“

— Besonderes Kennzei- chen. Beamter (beim Verhöre zu ei- nem Bauern): „Können Sie nicht ein besonderes Merkmal angeben, an dem jener Mann, der Sie betrogen hat, leicht wieder zu erkennen ist?“ Bauer: „Er freilich, er hat ja im Hod ein weißes Seidenglück fiedel!“

(Fortsetzung folgt.)

— Wahre Schönheit kennt keine scheinbaren Konkurrenz.

— Starke Konkurrenz. Gast (im Gebirgshotel): Die hiesige Gegend, so romantisch sie ist, soll aber in Bezug auf Strauchbeeren sehr un- glücklich sein. — Keiner: Früher ja, seit- dem aber hier die Hotels entstanden sind, hat die Sache aufgehört.

— Unverfroren. Nachbarin: „Alto Montag haben Sie wieder Ver- sprochen, an diesem Tage wollen wir auch eine kleine Geburtskassette ver- anstalten.“ Hausfrau (erschrockt): „Um Gottes willen, das geht aber doch nicht — wir haben ja Ihre Gläser nö- thig!“

— Hübscher Rath. Der Ban- tier Treugold hat einen Bruder, der Materialwaarenhändler ist, und dem er Wink gibt, zu welcher Zeit es zweck- mäßig ist, Käufe abzuschließen. Er telegraphirt ihm: „Legs Dich auf Thran, behalte Pfeffer im Auge und pouffire Gänse.“

— Besonderes Kennzei- chen. Beamter (beim Verhöre zu ei- nem Bauern): „Können Sie nicht ein besonderes Merkmal angeben, an dem jener Mann, der Sie betrogen hat, leicht wieder zu erkennen ist?“ Bauer: „Er freilich, er hat ja im Hod ein weißes Seidenglück fiedel!“

(Fortsetzung folgt.)

— Wahre Schönheit kennt keine scheinbaren Konkurrenz.

— Starke Konkurrenz. Gast (im Gebirgshotel): Die hiesige Gegend, so romantisch sie ist, soll aber in Bezug auf Strauchbeeren sehr un- glücklich sein. — Keiner: Früher ja, seit- dem aber hier die Hotels entstanden sind, hat die Sache aufgehört.

— Unverfroren. Nachbarin: „Alto Montag haben Sie wieder Ver- sprochen, an diesem Tage wollen wir auch eine kleine Geburtskassette ver- anstalten.“ Hausfrau (erschrockt): „Um Gottes willen, das geht aber doch nicht — wir haben ja Ihre Gläser nö- thig!“

— Hübscher Rath. Der Ban- tier Treugold hat einen Bruder, der Materialwaarenhändler ist, und dem er Wink gibt, zu welcher Zeit es zweck- mäßig ist, Käufe abzuschließen. Er telegraphirt ihm: „Legs Dich auf Thran, behalte Pfeffer im Auge und pouffire Gänse.“

— Besonderes Kennzei- chen. Beamter (beim Verhöre zu ei- nem Bauern): „Können Sie nicht ein besonderes Merkmal angeben, an dem jener Mann, der Sie betrogen hat, leicht wieder zu erkennen ist?“ Bauer: „Er freilich, er hat ja im Hod ein weißes Seidenglück fiedel!“

(Fortsetzung folgt.)

— Wahre Schönheit kennt keine scheinbaren Konkurrenz.

— Starke Konkurrenz. Gast (im Gebirgshotel): Die hiesige Gegend, so romantisch sie ist, soll aber in Bezug auf Strauchbeeren sehr un- glücklich sein. — Keiner: Früher ja, seit- dem aber hier die Hotels entstanden sind, hat die Sache aufgehört.

— Unverfroren. Nachbarin: „Alto Montag haben Sie wieder Ver- sprochen, an diesem Tage wollen wir auch eine kleine Geburtskassette ver- anstalten.“ Hausfrau (erschrockt): „Um Gottes willen, das geht aber doch nicht — wir haben ja Ihre Gläser nö- thig!“

— Hübscher Rath. Der Ban- tier Treugold hat einen Bruder, der Materialwaarenhändler ist, und dem er Wink gibt, zu welcher Zeit es zweck- mäßig ist, Käufe abzuschließen. Er telegraphirt ihm: „Legs Dich auf Thran, behalte Pfeffer im Auge und pouffire Gänse.“

— Besonderes Kennzei- chen. Beamter (beim Verhöre zu ei- nem Bauern): „Können Sie nicht ein besonderes Merkmal angeben, an dem jener Mann, der Sie betrogen hat, leicht wieder zu erkennen ist?“ Bauer: „Er freilich, er hat ja im Hod ein weißes Seidenglück fiedel!“